

**Zeitschrift:** Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte = Société Suisse d'Histoire Economique et Sociale  
**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte  
**Band:** 11 (1993)  
  
**Artikel:** Soireen, Salons, Sozietäten : geschlechtsspezifische Aspekte des Wandels städtischer Öffentlichkeit im Ancien régime am Beispiel Berns  
**Autor:** Schnegg, Brigitte  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-871738>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Soireen, Salons, Sozietäten

### Geschlechtsspezifische Aspekte des Wandels städtischer Öffentlichkeit im Ancien régime am Beispiel Berns

Karl Kasthofer, der berühmte Forstfachmann und altliberale bernische Regierungsrat, meldete sich in der ordentlichen Wintersession des bernischen Grossen Rates vom 14. Februar 1837, an der über die Frage der Öffentlichkeit der Sitzungen des Regierungsrates diskutiert wurde, mit der folgenden Anekdote zu Wort: «Vor ungefähr 20 Jahren hat in der Republik Bern eine geistreiche Frau Rathsherrin gelebt, diese hat, wie man sagte, den Herrn Rathsherrn geleitet; dieser war Mitglied des geheimen Rathes, der geheime Rath beherrschte den Kleinen Rath, und der Kleine Rath beherrschte den Grossen Rath, und der Grosse Rath leitete und beherrschte die Ganze Eidgenossenschaft; also hat in aufsteigender Linie die Frau Rathsherrin die ganze Eidgenossenschaft geleitet und beherrscht.»<sup>1</sup>

Was Kasthofer 1837 dem bernischen Grossrat als kleines politisches Lehrstück vorführte, wollte er zweifellos – auch wenn es sich auf die Restaurationsjahre bezieht – stellvertretend für das soziopolitische System des Ancien régime verstanden wissen. Der Fall der angeblich so einflussreichen «Frau Rathsherrin» diene ihm als Beleg für die Schwächen der alten, vorrevolutionären Staatsverfassung. Kasthofers Kritik zielte in erster Linie auf die mangelnde Transparenz und Legitimation der Machtausübung. In seiner Darstellung allerdings liegt das eigentliche Skandalon in der Tatsache, dass dieses System es einer Frau ermöglichte, hinter den Kulissen, von ihrer Stube, oder gar von ihrem Boudoir aus – gewissermassen als bernische Madame Pompadour – die ganze bernische und darüber hinaus die eidgenössische Politik zu lenken.

Die erzählerische Gestalt von Kasthofers Argumentation zeigt, in welcher Weise den politischen Begrifflichkeiten und Konzepten des 18. und frühen 19. Jahrhunderts geschlechtsspezifische Konnotationen eingelagert sind. Es werden zwei offensichtlich negativ konnotierte Begriffsfelder miteinander verbunden, die sich durch diese Verbindung je gegenseitig zusätzlich diskreditieren: das aristokratische Regime mit seiner Arkanpolitik einerseits und die Weiberherrschaft andererseits, die sich im



undurchsichtigen Milieu aristokratischer Klüngelei entfaltet und die ihrerseits durch Intrigen und Kabalen diese Undurchsichtigkeit verstärkt. Weiberherrschaft steht hier für die verkehrte Ordnung schlechthin.<sup>2</sup>

Im zweiten Teil seiner Rede stellte Kasthofer dieser Weiberherrschaft das Gegenmodell einer demokratischen Ordnung gegenüber. Auf die rhetorische Frage: «Was folgt daraus?» antwortet er: «dass wir alles Geheimthun im Regierungsrathe vermeiden müssen, und zwar dadurch, dass der Grosse Rath strenge Kontrolle führe über den Regierungsrath und dass wir die Pressfreiheit heilig halten und gewissenhaft benutzen. Stärken wir darum hier die Opposition, und halten wir den Regierungsrath in Ordnung, so werden wir keine neue Aristokratie bekommen und haben die Öffentlichkeit des Regierungsrathes nicht nötig.»<sup>3</sup> Das Vermeiden von Geheimtun, eine strenge Kontrolle der Exekutive, Pressefreiheit und eine starke Opposition, dies alles wird nach Kasthofers Überzeugung die Gefahr eines Rückfalls in die weiblich-weibische Intrigenherrschaft des Ancien régime bannen. Die liberale Männerdemokratie als Bollwerk gegen die Weiberherrschaft also.

Was uns in Kasthofers Votum entgegentritt, wird in der angelsächsischen *Women's History* als *gendered discourse* bezeichnet:<sup>4</sup> ein Reden über Politik, bei dem Aussagen über das Geschlechterverhältnis mitschwingen, ohne dass diese explizit gemacht werden müssen. Nun war der bernische Liberale gewiss nicht originell, wenn er sich einer in dieser Weise geschlechtsspezifisch konnotierten politischen Sprache bediente. Er griff vielmehr auf eine Metaphorik zurück, die in seiner Zeit durchaus gängig war und die im wesentlichen das Resultat von Auseinandersetzungen des 18. Jahrhunderts über die Ausgestaltung des gesellschaftlichen Lebens und über das Verhältnis der Geschlechter war.

Diese Auseinandersetzungen sollen im Folgenden beleuchtet werden. Zum einen soll nach der gesellschaftlichen Rolle der Frauen und nach ihrer Bedeutung in der patrizischen Gesellschaft der schweizerischen Stadtrepubliken des 18. Jahrhunderts gefragt werden. Ich werde dabei in erster Linie das Beispiel Berns im Auge haben, weil sich hier die Tendenz zur Ausbildung einer aristokratischen Herrschaftsform am deutlichsten manifestierte.<sup>5</sup> Zum andern soll auf der diskursiven Ebene der Überlagerung der staats- und gesellschaftspolitischen Konzepte mit geschlechtsspezifischen Konnotationen nachgespürt werden. Dabei werde ich einen Blick auf den Diskurs über das gesellschaftliche Leben und die Rolle der Frauen werfen.

Seit dem späten 17. und vor allem im 18. Jahrhundert hat sich in den Städten Europas jene vielfältige Geselligkeits- und Kommunikationskultur entwickelt, deren historische Dynamik Jürgen Habermas in seiner grundlegenden Arbeit über den Struktur-

wandel der Öffentlichkeit<sup>6</sup> auf den Begriff gebracht hat und die in der Zwischenzeit auch in einer Vielzahl von Einzelstudien<sup>7</sup> untersucht worden ist. Wenig Interesse fanden indessen in der bisherigen Sozietätenforschung Fragen nach der Rolle der Frauen und nach dem Verhältnis der Geschlechter im Entstehungsprozess der bürgerlichen Öffentlichkeit.<sup>8</sup> Das ist zunächst sicher eine Folge der bekannten Tatsache, dass sich die Historiographie nach wie vor schwer tut, die Kategorie «Geschlecht» in ihre Fragestellungen zu integrieren. Im vorliegenden Fall wird der Blick auf die Zusammenhänge zwischen dem Strukturwandel der Öffentlichkeit und dem Wandel der Geschlechterverhältnisse allerdings zusätzlich dadurch versperrt, – und vermutlich hat auch das etwas mit der fehlenden Reflexion der Bedeutung der Kategorie «Geschlecht» zu tun<sup>9</sup> – dass die Soziabilitätsforschung ihren Blick auf die Sozietäten- und Vereinsbewegung im engeren Sinne begrenzt.<sup>10</sup> Gerade fürs 18. Jahrhundert lassen sich indessen Gesellschaften und Sozietäten nicht isoliert von jenen Sozialformen verstehen, welche etwa als «Geselligkeit» oder «geselliges Leben» umschrieben werden und die dem privaten Bereich zugerechnet und implizit oder explizit aus dem Blickfeld der Historiographie verbannt werden.<sup>11</sup> Wie problematisch eine strikte Trennung zwischen «öffentlicher», formalisierter Soziabilität und «privater» informeller Geselligkeit namentlich für das 18. Jahrhundert ist, zeigt sich etwa daran, dass die zeitgenössische Sprache zwischen Sozietäten im Sinne der Vereins- und Sozietätenforschung und «privaten» Sozietäten nicht unterscheidet. «Sozietät» wird, ebenso wie das französische «société», in den Texten des 18. Jahrhunderts gleichermassen für die patriotischen, ökonomischen, vaterländischen oder helvetischen Gesellschaften wie für die weitgehend informellen privaten Zusammenkünfte verwendet, zu denen sich bestimmte Personen- und Freundeskreise zur Pflege der Geselligkeit, zu Spiel, Musik und Tanz, zu Konversation und Raisonement zusammenfanden.<sup>12</sup> Es ist also davon auszugehen, dass zumindest im 18. Jahrhundert die Übergänge zwischen «formeller» und «informeller» Geselligkeit fließend waren. Ich meine daher, dass eine Untersuchung des «Strukturwandels der Öffentlichkeit» im 18. Jahrhundert beide Formen ins Auge fassen muss und nach den gegenseitigen Beziehungen zu fragen hat.

Der Formen- und Strukturwandel der Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert war von Veränderungen im Geschlechterverhältnis begleitet, welche diesen in einem nicht unwesentlichen Mass mitprägten. Umgekehrt wurde das Geschlechterverhältnis durch die neuen Grenzziehungen zwischen Öffentlichkeit und Privatheit und durch die dadurch neu definierten soziokulturellen Muster ebenfalls in folgenschwerer Weise beeinflusst.<sup>13</sup> Der Strukturwandel der Öffentlichkeit und die Veränderungen des

Geschlechterverhältnisses waren in dieser Sattelzeit zwischen feudal-ständischer und bürgerlich-industrieller Gesellschaft in dialektischer Weise miteinander verschränkt. Dies soll im folgenden am Beispiel Berns aufgezeigt werden.

### *Strukturwandel der Geselligkeit*

Nur zwei Jahre bevor Karl Kasthofer im bernischen Grossen Rat das Gespenst der aristokratischen Weiberherrschaft beschwor, verfasste sein Landsmann, der greise Franz Sigmund von Wagner (1759–1835), Bernburger wie Kasthofer, im Unterschied zu diesem aber ein Verehrer der vorrevolutionären Verhältnisse, am Ende seines Lebens einen wehmütigen Rückblick auf die vergangene Zeit des Ancien régime, auf das «Goldene Zeitalters Berns». Darin schildert er ausführlich und detailreich das gesellige Leben der *beau-monde*, der Schicht der gesellschaftlich und politisch führenden Familien des Patriziats. Wagners Text ist in mehrfacher Hinsicht aufschlussreich. Zum einen äussert sich der Autor ausführlich zur Rolle der Frauen und zum Verhältnis zwischen den Geschlechtern, zum andern scheint er ein besonderes Interesse für Umbrüche und Veränderungen in diesem Bereich des sozialen Lebens zu haben.

Einen ersten solchen Umbruch sieht er im ausgehenden 17. Jahrhundert. Bis zur dieser Zeit spielte sich das gesellige Leben in Bern weitgehend nach Geschlechtern getrennt ab. «Die Männer besuchten im Sommer am Abend meistens die Schützenmatt, [...] [es] ward in den Sälen oder aussenher dem Schützenhaus im Schatten der Bäume gegessen und getrunken und dabei über innere oder äussere Kriegs- und Staatsangelegenheiten gekannengiessert [...]. Im Winter versammelten sich die meisten Männer auf den vielen Zunfthäusern, in den geräumigen sogenannten Gesellschaftssälen, wo oft hundert oder mehr Personen um die langen eichenen Tische herum sassen und bei grossen Humpen voll Methwein oder auch bei Malvasier freundschaftlich sich unterhielten oder aber mit allerhand kleinen Karten-, Brett- und anderen Spielen sich belustigten.» Von dieser Welt der Schützenhäuser und Zunftstuben klar abgegrenzt war die auf den häuslichen Kreis bezogene Geselligkeit der Frauen und Kinder: «Während die Männer ihre Abende auf solche Weise zubrachten, giengen die Frauen und Mädchen im Sommer bei schöner Witterung vor das Thor in ihre zahlreichen kleinen Gärten, Baumgärten, Beunden, deren beinahe jede Familie einen mit einem kleinen Gartenhäuschen besass. Hier pflegten sie ihre Blumen und die Lieblingsbäumchen [...]. Bei Regentagen und im Winter blieb in der Regel die ganze weibliche

Welt bei Hause [...]. Da war denn alles im gleichen geräumigen und mit einem grossen, guten meist grüngefärbten Kachelofen [...] versehenen warmen Wohnzimmer beisammen. Die Grossmutter und Mutter spannen, die Töchter nähen oder strikten, die kleinen Mädchen und Knaben besahen Helgenbögen oder machten sonst auch kleine Spiele, die Hausmagd besorgte oder schaukelte in der Wiege die Kleinsten, oder sang ihnen Kinderlieder vor, worin denn oft die ganze Gesellschaft anfangs nur leise, bald aber lauter einstimmte.»<sup>14</sup> Was jenseits der biedermeierlichen Verklärung<sup>15</sup> in diesen weitschweifigen Schilderungen Wagners sichtbar wird, ist eine geschlechtsspezifische Segmentierung der Geselligkeit. In der Stadtrepublik Bern des 17. Jahrhunderts scheint sich das gesellschaftliche Leben der Männer aus der Stadtbürgerschaft weitgehend im Umkreis der städtisch-zünftischen und städtisch-republikanischen Institutionen abgespielt zu haben, während dasjenige der Frauen eng in den familiären Kontext von Kindern und Alten eingebunden und an den hausmütterlichen Wirkungskreis (Garten im Sommer, Handarbeiten im Winter) geknüpft war.

Diese Beschreibung Wagners wird durch die Zeugnisse ausländischer Beobachter bestätigt. So wunderte sich der Engländer Gilbert Burnet 1685 bei seinem Besuch der Schweiz über die häusliche Eingezogenheit der Bernerinnen: «Männer und Frauen pflegen unter sich nicht Geselligkeit. Die Frauen finden so viel Befriedigung im Haushalt und lassen sich so wenig auf Liebeshändel ein, dass unter ihnen, wie mir ein bedeutender Arzt versicherte, die anderswo üblichen Vapeurs, die er dem Müssiggang und den Liebeleien zuschrieb, unbekannt sind.» Das gleiche Muster beobachtete er übrigens auch in Zürich; dort «verkehren die Frauen nicht mit den Männern, ausgenommen mit solchen aus ihrer nahen Verwandtschaft.»<sup>16</sup> Die gesellschaftliche Kommunikation innerhalb der führenden Schichten fand demnach in zwei nach Geschlechtern weitgehend getrennten Sphären statt, zwischen denen die gleiche Grenzlinie verlief wie zwischen den Zuständigkeitsbereichen der Männer (Politik und Militär) und denjenigen der Frauen (Hausökonomie und Kinder).<sup>17</sup>

Diese klare Ordnung begann sich nun gegen Ende des 17. Jahrhunderts aufzulösen. In Wagners Darstellung ist dieser Wandel an ein konkretes Ereignis geknüpft: «Im Jahre 1693», so berichtet er, «hatte ein Berner Vinzenz Stürler, Brigadier in holländischen Diensten eine vornehme Holländerin Namens Marguerite de Tallon von Hellenegg, deren Mutter eine Französin Namens de la Nore war, geheirathet und bald darauf nach Bern gebracht. Da derselben die damalige bernische Lebensart bald zu altväterisch und langweilig vorkam, so suchte sie unter ihren neuen Verwandten und Bekannten Personen beiderlei Geschlechts [...] zusammen, welche nach dem bei ihr und in Frankreich gewohnten gesellschaftlichen Ton, eine reguläre Abendgesellschaft zu



bilden geneigt wären. Leicht fand sie bald eine genügsame Anzahl um 4 bis 6 Parthien, vorerst nur an Sonntag Abenden in Aktivität setzen zu können.»<sup>18</sup>

Frau Stürler, die Holländerin mit der französischen Kultur, war es also, die, wollen wir Wagner Glauben schenken, in der Stadtrepublik Bern die traditionelle Trennung der Geschlechter durchbrach und eine eigentliche Revolution der gesellschaftlichen Sitten in Gang setzte, eine Revolution, welche die «oberen Klassen der Gesellschaft» veranlasste, sich von ihrem alten, frugalen Leben abzuwenden und statt dessen eine verfeinerte Lebensart nach französischem Vorbild zu pflegen. «Nach holländischer Art ward daselbst nur Thee, Butter und feines Backwerk serviert und nachher auch Tarok gespielt [...]. Als diese neu eingeführte Art die Abende zuzubringen in kurzem zuerst in der Nachbarschaft, dann nach und nach von Haus zu Haus in der Stadt bekannt wurde, so erschrak manche fromme Seele über diese Neuerung und prophezeite allerhand Böses. Warum den Apothekertrank statt gesunden Weins, fragte man sich, warum das luftige, geschmacklose Backwerk gegen unsere bisherigen soliden und schmackhaften Kuchen und Turten? Was kann man zu Dutzenden [sic] den ganzen Abend über mit bunten Tarokkarten einander erzählen und zusammen verhandeln, heisst das nicht die Zeit tödten, den Magen verderben und die Gesundheit ruinieren. Aber die Neuerung blieb nicht nur bei Essen und Trinken. Bald langten von Paris grosse Kisten vor dem Hause an, und gepolsterte Sofas und Kanapees, Fauteuils und Sessel alles mit Seide überzogen, wurden ausgepakt und ins Haus hinaufgetragen. Die eichenen schweren Stühle, die Fenster- und Wandbänke wurden unter grossem Klopfen und Lärm weggesetzt, neue Fenster mit hellen gevierten Glastafeln, statt der bisherigen kleinen, runden und trüben Scheibchen eingesetzt».

Was Wagner hier schildert, sind Veränderungen des soziokulturellen Habitus der bernischen Gesellschaft. Das Patriziat, das sich spätestens seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts als quasigeburtsständische Herrschaftsschicht etabliert hatte, entwickelte nun immer aufwendigere Formen der Selbstdarstellung. Dazu gehörten die Übernahme von Elementen eines barock-höfischen beziehungsweise urban-aristokratischen Lebensstils nach französischem Vorbild und die Inszenierung eines entsprechenden geselligen Lebens.<sup>19</sup> Der neue Lebensstil und die neuen Verkehrsformen dienten dem sich abschliessenden Herrschaftsstand zur Distinktion und zur Repräsentation seiner ständischen Position, und sie trugen zu einer sozialen Ausdifferenzierung bei. Wer die alten eichenen Stühle und Bänke durch gepolsterte Sofas und Kanapees, Fauteuils und Sessel ersetzte, bewies nicht nur feinen, französischen Geschmack, sondern pflegte einen aristokratischen Lebensstil und hob sich damit demonstrativ von den andern Stadtbürgern ab. Die Soireen und Sozietäten in den patrizischen

Häusern, wo sich Männer und Frauen zu Musik und Tanz, zu Gesprächen, Kartenspiel und allerlei Lustbarkeiten einfanden, waren sozial weit exklusiver als die alten Zusammenkünfte der Männer in den Zunftstuben und Schützenhäusern.<sup>20</sup>

Die sozialgeschichtliche Bedeutung dieser neuen Formen der Geselligkeit ist indessen widersprüchlich: Obwohl sie auf der einen Seite zur Verfestigung eines patrizischen Herrschaftsstandes beitrugen, so entfalteten sich doch andererseits in ihrem Rahmen jene gesellschaftlichen Strukturen, die schliesslich für die bürgerliche Gesellschaft konstitutiv werden sollten. Die Salons der patrizischen Häuser gehörten zu den sozialen Räumen, in denen sich zunächst das kulturelle Leben des Ancien régime und dann der intellektuelle Diskurs der Aufklärung entfalteten. Während einerseits eine immer deutlichere Abgrenzung gegenüber dem traditionellen zünftisch-handwerklichen Stadtbürgertum stattfand, erfolgte andererseits eine mehr oder weniger zaghafte Öffnung gegenüber einer neuen, durch Bildung qualifizierten Schicht aus Pfarrherren, Ärzten und Professoren. So begann sich im Kern der aristokratischen Geselligkeit jene neue Öffentlichkeit zu konstituieren, welche schliesslich die ständische Ordnung sprengen sollte.

Dieser Wandel der Sozialformen nun war geprägt von einer markanten Verschiebung im Geschlechterverhältnis. Hatte sich im 17. Jahrhundert das gesellschaftliche Leben – eng verknüpft mit der traditionellen republikanischen Herrschaftsausübung – noch als rein männliche Geselligkeit abgespielt,<sup>21</sup> so war die räumliche Verlagerung in die repräsentativen Salons der herrschaftlichen Häuser zu Beginn des 18. Jahrhunderts mit einer Aufwertung der Rolle der Frauen verbunden: Sie waren nun im wörtlichen Sinne mit von der Partie, als Dame des Hauses in der zentralen Position der Gastgeberin, als Besucherinnen eingebunden in das kommunikative Gefüge der Gesellschaft. Darüber hinaus dominierte in den Salons eine weiblich konnotierte Kultur: Tee und Kaffee statt Wein, feine Patisseries statt der derben Kuchen, weiche Sofas statt Eichenbänke, Galanterie statt Kannengiessereien.

Zitieren wir dazu abschliessend Alfred Zesiger, der in seiner Berner Zunftgeschichte von 1911 diesen Wandel sowohl als einen Prozess der sozialen Differenzierung als auch als eine Verweiblichung schildert, und zwar in Worten, die nicht nur über die Sache selbst Auskunft geben, sondern zugleich den *gendered discourse* einer bestimmten Historiographie vor Augen führen: «Das XVIII. Jahrhundert sah die währschaften Zecher des XVII. am Aussterben, an ihre Stelle traten feine Herrchen mit Haarbeutel und Jabot. Diese konnten unmöglich Freude an Riesenbechern voll Rebensaft haben; naserümpfend rückten sie auf der Stube von den biedern Handwerksmeistern weg, deren schwielige Tatzen gar unfein neben ihren gepflegten Händchen

aussahen. Abends traf man sich jetzt im Café oder in der Sozietät, oder hatte Hausball oder Spielabend. Die alten Stuben verödeten, höchstens die Meister und Gesellen trafen sich noch dort; die Herren hielten sich abseits und vergnügten sich im Äussern Stand oder mit galanter Weiblichkeit.»<sup>22</sup>

Zusammenfassend lässt sich dieser Strukturwandel der Geselligkeit im ausgehenden 17. Jahrhundert auf drei Punkte fokussieren: Zum einen emanzipierte sich die neue Soziabilität aus der unmittelbaren Nähe zum staatlich-politischen und militärischen Bereich der Männer und aus dem Umkreis der hausmütterlichen Geschäfte der Frauen und verlagerte sich in die sich formierende gesellschaftliche Sphäre, in die *société civile*. Zum zweiten löste sich der enge Zusammenhang zu den alten republikanischen Institutionen auf und wurde durch aristokratisch-höfische Sozialformen ersetzt. Gleichzeitig manifestierte sich im gesellschaftlichen Leben eine Ausdifferenzierung der sozialen Hierarchie. Zum dritten schliesslich hatten sich die gesellschaftlich einflussreichen Sphären des sozialen Lebens im Vergleich zu früher sowohl in bezug auf ihre Zusammensetzung wie auch in ihrem Habitus grundlegend verweiblicht.

Der Prozess der Verfeinerung und der Ausdifferenzierung des gesellschaftlichen Lebens nahm in den folgenden Jahrzehnten seinen Fortgang und erreichte in der Rokokokultur der ausgehenden 50er und beginnenden 60er Jahre einen Höhepunkt. Es war die Zeit, in der die gebildete Berner *femme de lettre* Julie Bondeli in ihrem Salon nicht nur die reformfreudigen Patrizier Berns, sondern auch aufgeklärte Intellektuelle aus der übrigen Schweiz und aus Europa empfing.<sup>23</sup> Julie Bondelis Salon – das Vorbild der Pariser Salonkultur aufnehmend – bildete das eigentliche Zentrum des aufgeklärten Geistes Berns. Hier fanden sich die Exponenten der bernischen Aufklärung ein, Tschanner, Tschiffeli, Fellenberg, Kirchberger, Stapfer und andere, aber auch Julies geistreichen Freundinnen, allen voran Marianne Fels, und diskutierten unter der Leitung der Gastgeberin über Religion und Moral, über Literatur und Kunst. Einen Eindruck von der Atmosphäre dieser Zusammenkünften vermitteln die Tagebucheinträge des jungen Zürcher Theologen und nachmaligen Mitherausgebers der «Correspondance littéraire» Henri Meister, der 1764 Bern besuchte. Er notierte am 6. Juni: «Allé à Kœnitz [Julie Bondelis Sommersitz] où je passai toute l'après-dînée. Conversation variée sur nos auteurs modernes, sur l'influence de la musique dans la morale. [...] Conversation raisonnée sur l'amour de l'ordre, comme le principe de toutes nos actions morales. Cette femme a un goût fort fin pour tous les beaux arts [...]. Elle goûte aussi les ouvrages de Gessner. Elle en fut un soir si enthousiasmée [sic] en présence de Wieland, que Wieland lui dit: Ah, vous voulez me rendre malheureux! Vous voulez que j'aie tuer Gessner comme Caïn tua Abel!»<sup>24</sup> Die räsonnierende

Konversation über eine Vielzahl unterschiedlicher Themen, Ernsthaftigkeit und Enthusiasmus gemischt mit spielerischer Heiterkeit und freundschaftlicher Galanterie machten offensichtlich den Charme von Julie Bondelis Salon – und dieser Form der Geselligkeit überhaupt – aus. Aber er spielte nicht nur als Ort der charmanten Begegnungen und des geistvollen Rasonnements eine wichtige Rolle. Hier entstand auch das kommunikative Netz, das die aufklärerisch gesinnten Persönlichkeiten unterschiedlichen Standes durch die gemeinsame Teilhabe an Werten wie Geist, Vernunft und Moral zur aufklärerischen Elite, zur Öffentlichkeit im Habermasschen Sinne verband. Der gleiche Personenkreis nämlich, der sich bei Julie Bondeli im informellen Rahmen traf, schloss sich in genau dieser Zeit ebenfalls in einer ganzen Anzahl von Gesellschaften und Sozietäten mit unterschiedlicher Zielsetzung zusammen: 1759 wurde die ökonomische Gesellschaft gegründet, 1760 das Café littéraire, 1762 die Société des Citoyens und 1764 die Société morale, und in all diesen Gesellschaften finden wir jedesmal in etwa die gleichen Namen als Mitglieder: Tscharner und Tschiffeli, Kirchberger und Fellenberg, Stapfer und Wilhelmi.<sup>25</sup>

Diese neue Sozietäten- und Vereinskultur, obwohl von ihrem sozialen Ursprung und ihrer Entstehung her eng mit der Salonkultur verknüpft, unterschied sich in signifikanter Weise von dieser. War die Geselligkeit in den patrizischen oder aufgeklärten Salons – trotz einer gewissen Regelmässigkeit – im wesentlichen informell gewesen, so gaben sich die neuen Sozietäten immer ausgeprägtere Formen und Regeln. Zudem waren sie – anders als die patrizischen Salons, wo nicht zuletzt ständische Positionen repräsentiert wurden – in ihrem Selbstverständnis überständisch beziehungsweise ständeübergreifend. Ihre interne Organisation folgte republikanischen Prinzipien.<sup>26</sup> Im Gegensatz zum elitären aristokratischen Lebensstil des Salons zeichneten sie sich durch einen bürgerlichen, teilweise auch antiaristokratischen Habitus aus. Hatten Salon und private Gesellschaften gegenüber der Politik eine gewisse Distanz bewahrt, so rückten die Sozietäten mit ihrem Diskurs über öffentliches Wohl, vaterländische Geschichte und patriotische Tugenden und mit ihren auf praktische Verbesserungen gerichteten Zielsetzungen wiederum nahe an die politische Sphäre heran. Und schliesslich die augenfälligste Differenz: Frauen, die im Rahmen der «privaten» Geselligkeit eine bedeutende Funktion gehabt hatten, die den Ton angaben und die sozialen Beziehungen knüpften, sie hatten zur neuen Welt der Reformsozietäten und Gesellschaften in aller Regel keinen Zugang.<sup>27</sup>

Kurz nach der Jahrhundertmitte gab es in Bern somit eine ausgedehnte informelle Geselligkeit, die von den Soireen, Bällen und Abendgesellschaften in den Häusern an der Junkerngasse bis zu den geistvollen Konversationen in Julie Bondelis Salon



reichte, die nun aber zunehmend von einer neuen Struktur formalisierter Organisationen – den Gesellschaften und Sozietäten – überlagert wurde. Diese begann die informelle Geselligkeit in ihrer Bedeutung für die Konstituierung der neuen Öffentlichkeit rasch zu überflügeln. Die Sozietäten, Vereine und Clubs, die Logen und Geheimgesellschaften, die im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts in ganz Europa in grosser Zahl entstanden, entwickelten sich zu den entscheidenden Kristallisationspunkten des gesellschaftlichen Wandels und spielten eine zentrale Rolle für die Emanzipation des Bürgertums. Männlichkeit, republikanisch-bürgerliches Selbstverständnis und ausdrückliche Hinwendung zu den öffentlichen Angelegenheiten sind Charakteristiken, die nicht nur die bernischen Aufklärungsgesellschaften, sondern die Sozietätenbewegung in ganz Europa und über das 18. Jahrhundert hinaus auszeichnen. Ihr Vordringen und der damit einhergehende Bedeutungsverlust des Salons als Ort aufklärerischer Geselligkeit markieren aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive die zweite entscheidende Bruchstelle im Strukturwandel der Öffentlichkeit: Die Verbürgerlichung der Öffentlichkeit – so kann der beschriebene Wandel zusammenfassend bezeichnet werden – führte zur Ausgrenzung der Frauen aus der gesellschaftlichen Sphäre, zu ihrem Ausschluss aus dem Zwischenbereich zwischen häuslicher Privatheit und staatlich-politischer Öffentlichkeit und zu einer zunehmenden sozialen Segregation der Geschlechter. Lassen wir dazu noch einmal Sigmund von Wagner zu Wort kommen. Nachdem er die bernischen Sozietäten geschildert hat, schliesst er mit der rhetorischen Frage: «Ob die Gesellschaftlichkeit durch diese vielen Gesellschaften gewonnen? – ob besonders der Umgang der beiden Geschlechter, die durch die nach und nach eingerissene, beinahe gänzliche Trennung im gesellschaftlichen Leben derselben, an Liebenswürdigkeit und geistreicher Unterhaltung gewonnen habe!»<sup>28</sup>

### *Kritik an der weiblichen Präsenz in der Gesellschaft*

Parallel zum Prozess der Geschlechtersegregation und des Ausschlusses der Frauen aus dem Gesellschaftsleben in der sozialen Realität lässt sich eine entsprechende Ausgrenzung der Frauen auf der Ebene des Diskurses aufzeigen.

Die Kritik an der weiblichen Präsenz im gesellschaftlichen Leben setzte praktisch gleichzeitig mit der Entfaltung der geschlechtergemischten Geselligkeit in den aristokratisch-patrizischen Schichten ein. Das gilt für die preziöse Salonkultur im Paris des 17. Jahrhunderts<sup>29</sup> genau so wie für das sich am französischen Vorbild orientierende Berner Patriziat. Dabei manifestierte sich diese Kritik an der geselligen Durchmischung

der Geschlechter mit Vorliebe als Zivilisationskritik, galten doch der Zugang der Frauen zum gesellschaftlichen Leben und die angeblich damit verbundene Eleganz und Raffinesse des Lebensstils als eigentliche Kennmarken einer hochentwickelten und verfeinerten Zivilisation.<sup>30</sup> Diesen Typus einer hochzivilisierten Lebensform sahen die Zeitgenossen des 18. Jahrhunderts in erster Linie in Frankreich realisiert, in der vornehmen Gesellschaft von Versailles und mehr noch in den eleganten Kreisen der Pariser Salons, die man in Bern und anderswo in Europa zu imitieren suchte.

Einer der ersten, der den französischen Lebensstil und dessen Imitation durch das bernische Patriziat kritisierte, war der Berner Beat Ludwig von Muralt.<sup>31</sup> Er stellte in seinen 1725 veröffentlichten, aber bereits vor 1700 verfassten «Lettres sur les Anglois et les François» einen Vergleich zwischen der französischen und der englischen Zivilisation an, den er klar zugunsten der letzteren ausgehen liess. Dieses Urteil und seine Begründung erregten nicht nur unter den Zeitgenossen grosses Aufsehen, sondern wirkten noch während des ganzen Jahrhunderts stark nach. Betrachten wir seine Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens in der französischen Metropole, so sehen wir, dass das Verhältnis zwischen den Geschlechtern in seiner Wahrnehmung einen ganz zentralen Platz einnimmt.

«Le Beau-monde» so schreibt er im zweiten Brief über die Franzosen «se fait valoir et s'éloigne de la foule, non-seulement par le Rang que les personnes qui le composent peuvent avoir naturellement, mais aussi par celui que ce train de vie distingué lui donne; par la Dépense qu'on y fait, et qui ne doit pas être trop calculée; par le Plaisir qu'on se procure de jour à l'autre, et dont on jouit plus délicatement que la foule. Mais, surtout, le train de vie du Beau-monde se soutient par le Mélange d'Hommes et de Femmes, qui en est comme le fondement et le lien. C'est ce qui donne lieu au Savoir-vivre, et à la Galanterie Française de s'étaler.»<sup>32</sup>

Von Muralt beschreibt hier die Durchmischung der Geschlechter nicht nur als Begleiterscheinung einer luxuriösen Lebensführung, sondern als eigentliches Kennzeichen der Kultur der gehobenen Gesellschaft, als zentrales Distinktionsmerkmal, mit dem sich diese nach unten abgrenzt. Gleichzeitig liegt in dieser «extrême Liberté que les Femmes ont en France» und dem «commerce fréquent et libre entre les deux Sexes»<sup>33</sup> einer der hauptsächlichen Gründe für sein Unbehagen gegenüber der französischen Kultur, leisteten doch die Freiheit der Frauen und der freie Umgang der Geschlechter in seinen Augen dem Laster Vorschub: «Disons, qu'il y a peut-être cent fois plus de corruption, plus de P\*\*\*nisme [sic], en France, parmi le Beau-monde, qu'il ne s'en trouve dans d'autres Païs, où les Femmes n'ont pas la liberté de voir les Hommes.»<sup>34</sup> Die Kritik an den galanten Umgangsformen zwischen den Geschlechtern und ins-

besondere an der starken weiblichen Präsenz in der Öffentlichkeit entwickelte sich in der Folge zu einem zentralen Argument in den gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen des 18. Jahrhunderts. Dabei überlagerten sich zwei Stossrichtungen: die ständische Konfrontation mit einer höfischen beziehungsweise urbanen aristokratischen Lebensweise auf der einen Seite und die *querelle des femmes*, der Streit um Rolle und Status der Frauen in der Gesellschaft auf der anderen Seite. Aus dieser Perspektive, die antiaristokratische mit antifeministischer Kritik verband, wurden die Verweiblichung der Gesellschaft als Verweichlichung, der verfeinerte Lebensstil als Hang zu Luxus und zu Verschwendung und weiblicher Einfluss als Intrige disqualifiziert.

Prominentester und einflussreichster Vertreter dieser Position war zweifellos Jean Jacques Rousseau, übrigens ein grosser Verehrer von Muralt und ein eifriger Leser seiner «Lettres». Die Ablehnung einer freien Durchmischung der Geschlechter in der Öffentlichkeit, wie sie die urbane und höfische Kultur Frankreichs verkörperte, ist fundamentaler Punkt in Rousseaus Zivilisationskritik. Er sieht darin eine wesentliche Ursache für die Dekadenz der französischen Gesellschaft des Ancien régime. Der Salon als Prototyp einer in der aristokratischen Kultur verwurzelten und um Frauen zentrierten Geselligkeit war von dieser Kritik zentral betroffen. Er wurde zunehmend verdächtig: als Ort weiblicher Kabale, als Milieu aristokratischer Libertinage, als effeminierte und effeminierende Form der Geselligkeit. Der Verlust von Moral und Männlichkeit sei die Folge der Durchmischung der Geschlechter im öffentlichen Raum, so Rousseau in seiner Auseinandersetzung mit d'Alembert über das kulturelle und gesellschaftliche Leben in der Republik Genf: «Elles [d. h. die Frauen] n'y perdent que leurs mœurs, et nous y perdons à la fois nos Mœurs et notre constitution», so seine Befürchtung, und weiter über den unheilvollen Einfluss der Frauen, «ne voulant plus souffrir de séparation, faute de pouvoir se rendre hommes, les femmes nous rendent femmes.»<sup>35</sup>

Der amoralischen und effeminierten Gesellschaft stellt Rousseau das Gegenmodell einer geschlechtersegregierten Soziabilität gegenüber, das er in den Genfer *cercles* realisiert sieht: «Nos cercles conservent encore parmi nous quelque image des mœurs antiques. Les hommes entre eux, dispensés de rabaisser leurs idées à la portée des femmes et d'habiller galamment la raison, peuvent se livrer à des discours graves et sérieux sans crainte du ridicule. On ose parler de patrie et de vertu sans passer pour rabâcheur, on ose être soi-même sans s'asservir aux maximes d'une caillette. [...] Enfin ces honnêtes et innocentes institutions rassemblent tout ce qui peut contribuer à former dans les mêmes hommes des amis, des citoyens, des soldats, et par conséquent

tout ce qui convient le mieux à un peuple libre.»<sup>36</sup>

Geschlechtersegregation also, damit in den Zirkeln der Männer nicht nur ernsthafte Kommunikation, Tugendhaftigkeit und Vaterlandsliebe entstehen können, sondern auch damit das männliche Individuum endlich ohne Zwang zur Verstellung zu sich selbst finden und, die Rollen des Freundes, des Staatsbürgers und des Soldaten in sich vereinigend, zum bürgerlichen Subjekt werden kann.

Es ist kein Zufall, dass Rousseau dieses Ideal einer virilen Geselligkeit in der Republik Genf verortet. Die republikanische Gesellschaft erscheint im Diskurs der Aufklärer nicht nur in ihrer politischen, sondern insbesondere auch in ihrer sozialen Verfassung vorbildlich, geprägt durch die Strenge und Einfalt ihrer Sitten, durch eine relative Gleichheit der Bürger und schliesslich durch die Keuschheit, Tugendhaftigkeit und häusliche Zurückgezogenheit der Frauen. Montesquieu formuliert dies folgendermassen: «Dans les Républiques, les femmes sont libres par les lois, et captivées par les mœurs; le luxe en est banni, et avec lui la corruption et les vices».<sup>37</sup>

Als idealtypische Verkörperungen republikanischer Sittlichkeit und Tugend galten neben den antiken Republiken Griechenland und Rom auch die schweizerischen Alpenrepubliken – allen voran Genf, wo sich republikanische mit kalvinistischer Sittenstrenge verband,<sup>38</sup> dann aber auch mehr oder weniger imaginäre bäuerlich-ländliche Gemeinschaften, etwa nach dem Bild, das Albrecht von Haller von den alpinen Hirtenvölkern gemalt hatte.

Der Rückbezug auf die alten republikanischen Tugenden spielte für das keimende helvetische Nationalbewusstsein eine sehr wichtige Rolle. In vielen der neuen Sozietäten, von Bodmers «Gesellschaft auf der Gerwe» bis zur Helvetischen Gesellschaft, befasste man sich mit vaterländischer Geschichte, mit den ursprünglichen, unverderbten Sitten der Alten. Das idealisierte Bild der Schweizer Republiken, das so entstand, umfasste neben den männlich konnotierten Konzepten der Freiheit, der Wehrhaftigkeit und des Heldentums auch Vorstellungen einer häuslich-eingekehrten, ländlich-genügsamen Lebensform, die sich hauptsächlich auf die Frauen bezogen. Diese Bestandteile einer nationalen Identität, welche überdies eine ausgeprägte antiaristokratische Komponente hatte, führten dazu, dass das Ideal einer geschlechtersegregierten Gesellschaft in den aufklärerischen Eliten der Schweiz besonders populär war. Die Tscharner, Tschiffeli und Kirchberger, die Zimmermann, Lavater und Usteri, die bei Julie Bondeli verkehrten oder mit ihr korrespondierten, waren alle mehr oder weniger glühende Verehrer Rousseaus, applaudierten in den Salongesprächen seiner Zivilisationskritik und lobten in ihren Sozietäten die frugalen Sitten und die republikanische Strenge der Vorväter. In moralischen Wochenschriften und pädagogischen Traktaten



wurden die leichtsinnigen, eitlen und putzsüchtigen Frauen getadelt, die, den französischen Moden nacheifernd, ihr Hauswesen ökonomisch und moralisch ruinierten, statt sich nach dem Vorbild der traditionellen Weiblichkeit ihrer Mütter zu richten, nach den «Frauenzimmern von dem Schrot und Korn früherer Jahrhunderte», bei welchen «Eingezogenheit und haushälterisches Wesen [...] manche andre glänzende Eigenschaft aufwäge».<sup>39</sup> Dem virilen Heldenideal republikanischer Männlichkeit wurde so ein Ideal republikanischer Weiblichkeit zur Seite gestellt, das Einfach, Arbeitsamkeit und Bescheidenheit hochhielt.

Fast schon idealtypisch auf den Begriff gebracht wird diese Verschränkung von helvetischem Bewusstsein und antiaristokratisch gewendetem Geschlechterideal durch Johann Caspar Lavater in seinen «Schweizer Liedern», jener im Auftrag der Helvetischen Gesellschaft verfassten Liedersammlung, welche die patriotischen Ideale der helvetischen Elite unter das Volk bringen sollte. Inmitten der Hymnen auf die alten Helden der Nation und ihre Schlachten und der Loblieder auf den Heldenmut, die Freiheitsliebe und die Tugenden der Vorväter findet sich das «Lied für Schweizer Mädchen». Darin wird eine ländlich-bäuerliche Form weiblicher Lebensart als wahre Schweizer Weiblichkeit idealisiert und systematisch und polemisch gegen ein urban-patrizisches Modell abgesetzt. In einem «Vorbericht», den er dem eigentlichen Lied als eine Art Rahmenerzählung voranstellt, exponiert Lavater diese Gegenüberstellung zweier weiblicher Lebensformen. Das Lied für Schweizer Mädchen sei ihm, so berichtet er, von einer «Gesellschaft junger Schweizerinnen» übergeben worden, «die des Stadtlebens und der so beliebten Üppigkeit überdrüssig, sich in diejenigen Gegenden der Schweiz geflüchtet haben, wo Einfach, Arbeitsamkeit und Ruhe wohnen». Dieses Lied sei «ein Glaubensbekenntnis, welches wir als das Muster unsrer Denkens- und Lebensart ansehen», beteuern die angeblichen Verfasserinnen, und sie unterstreichen die fast schon sakrale Bedeutung der nachstehenden Zeilen, indem sie geloben: «Und wir wollen diesen Gesinnungen mit Gottes Hülfe treu bleiben, so lange wir leben, was auch etwa der verderbte Geschmack verzärtelter Leute dazu sagen mag.» Die Absetzung von den «verzärtelten» Repräsentantinnen städtischer Lebensweise wird in der Folge noch verstärkt: «Wir können auch nur für ächte Schwestern halten, die diesen Gesinnungen von Herzen hold sind, [...] wenn sie nur Pracht, Üppigkeit, Weichlichkeit und überhaupt alles kindische Wesen hassen. Oder sollten das auch Schweizerinnen seyn, die ihre ganze Lebenszeit mit Ankleiden, Spielen, Klatschen, Verleumden, Müssiggehen, Buhlen und Bethliegen zubringen?» Das Negativstereotyp unschweizerischer Weiblichkeit, das hier gezeichnet wird, zielt genau auf den Typus der patrizisch-aristokratischen Frau, der sich in einem urbanen Milieu der

Pflege von Geselligkeit und ständischer Repräsentation widmet, was in der Perspektive dieser – am Konzept einer ländlichen Ursprünglichkeit orientierten – Zivilisationskritik nur noch als Eitelkeit, Müssiggang, Intriganz und buhlerische Frivolität erscheint.

Der Gegensatz zwischen den beiden Lebensformen durchzieht ebenfalls den ganzen Liedtext:

«Schweizermädchen, singt in Chören,  
Dass es alle Schweizer hören,  
Eurem Vaterland zu Ehren!  
Singet von den Lustbarkeiten  
Aller Mädchen aller Zeiten,  
Die Vernunft und Freyheit leiten!  
Singt und lacht der tausend neuen  
Frauenzimmerkindereyen!»

So beginnt die erste Liedstrophe und knüpft gleich zu Beginn die «Lustbarkeiten aller Mädchen aller Zeiten» – abgegrenzt gegen die «Frauenzimmerkindereyen» – an die aufklärerischen Kardinalbegriffe der Vernunft und Freiheit einerseits und an die Ehre des Vaterlandes als zweiter, nationaler Orientierungsachse andererseits. Und dann folgt die polemische Abgrenzung vom Gegenmodell:

«Reiche Müssiggängerinnen,  
weichliche Pariserinnen  
Mögen nur auf Moden sinnen,  
Mögen unsrer Einfalt lachen,  
Hunderttausend närr'sche Sachen  
Täglich sich zur Freude machen:  
Arbeit ist für uns gesünder:  
Auch wir Mädchen sind nicht minder  
Als die Knaben Heldenkinder!  
Fliesst nur unter Wamms und Hut –  
Nein! in uns auch – Schweizerblut?»

Nach der Distanzierung von einem Weiblichkeitsstereotyp, das in der Figur der «Pariserin» die Elemente Reichtum, Müssiggang, Weichlichkeit und Eitelkeit als negative Charakteristiken bündelt, kann von den Frauen nun auch der Anspruch formuliert werden, als Heldentöchter in den Kreis der Patrioten aufgenommen zu

werden. Der Liedtext fährt fort, in diesem dichotomischen Muster die ursprüngliche, ländliche Lebensweise der echten Schweizer Mädchen mit der verderbten Welt der städtischen Salons zu kontrastieren.

«Lasst doch hinter Chalousieen  
Augen die von Wollust glühen,  
Herrchenaugen auf sich ziehen;  
Eure Liqueurs mögt ihr trinken,  
Euch zur Rechten und zur Linken  
Mag Lavändelwasser stinken;  
Spiegel, Uhren, goldne Ketten,  
Puder, Schminke, Toiletten  
Das ist Waare für Coquetten;  
Blumen nur sind unsre Zier;  
Milch und Wasser trinken wir.

Wenn sie sich mit weicher Seiden  
Halbe Tageslängen kleiden,  
Und den Strahl der Sonne meiden,  
Wenn Sie bey den wärmsten Tagen  
In dem Zimmer Handschuh tragen,  
Und doch über Hize klagen,  
Wollen wir auf unsre Höhen  
Gern im rauhen Zwillich gehen,  
Herzhaft an der Sonne stehen  
Schwestern! bis vom Feldebaun  
Unsre Wangen werden braun.

Wenn sie an den Lekkertischen  
uns verleumden, uns auszischen,  
Künstlich Kartenblätter mischen,  
Baasen ihren Baasen krazzen,  
Und von Hündchen und von Kazzen  
Manchen langen Abend schwazzen,  
Sizzen wir, wir Schweizerinnen,  
Schaarenweis mit muntern Sinnen,  
Bey der Kunkel, – singen, spinnen  
Dapfer bey der Lampe Schein

Tief bis in die Nacht hinein.

Hier finden sich all die Elemente der Kritik wieder, die schon bei von Muralt und vor allem bei Rousseau vorgebracht worden waren: Unsittlichkeit und Libertinage, Luxus und Verschwendung, Künstlichkeit und Verstellung, Intrige und Verleumdung, Verweichlichung und Effeminierung. Und auf der anderen Seite wird der bekannte Tugendkanon gezeichnet: Natürlichkeit, Einfachheit, Genügsamkeit, Fleiss und Arbeitsfreude. Dass damit indessen nicht klösterliche Tugendhaftigkeit gemeint ist, wird am Schluss des Liedes klar. Die blumengeschmückten und sonnengebräunten Schönheiten mit den starken Armen wünschen sich Lebensgefährten; keine reichen Herrensöhnchen mit goldenen Tabatieren und Jungfernangesicht allerdings sollen es sein, sondern echte Schweizer Helden:

«Nur zu arbeitrohen Händen,  
Breiten Schultern, starken Lenden  
Soll sich unser Auge wenden;  
Nur zu unschuldsvollen Herzen,  
Die mit Tapferkeit und Schmerzen  
Ruhig, als mit Freunden scherzen.  
Nicht zu Reichen, nur zu Treuen;  
Nicht zu Edeln, nur zu Freyen;  
Die dem Vaterland sich weihen;  
Redlich, klug, bescheiden, still  
Sey, wer uns gefallen will.

Pracht und Stolz sey, Heldentöchter!  
(Hört's ihr künftigen Geschlechter!)  
Ewig unser Hohngelächter  
Spinnt und näht und weidet Heerden  
Und lasst auf der ganzen Erden  
Uns die besten Frauen werden,  
Töchtern die die Wollust fliehn,  
Söhne, die von Freyheit glühn;  
Die Helvetien erziehen,  
Schwestern, die ihr mit uns singt,  
Das ists, was uns Ehre bringt!»<sup>40</sup>

Als Schäferinnen und Spinnerinnen, als Hausfrauen und als Mütter von Helvetiens Söhnen und Töchtern, aller Pracht und allem Stolz abhold, sollten die Schweizerinnen



sich selbst und ihrem Vaterland Ehre machen.

Dieses von Lavater und seinen Freunden in der Helvetischen Gesellschaft gefeierte Weiblichkeitsideal, das Rollenelemente der traditionellen Hausmutter (im Sinne der alten Hausökonomie) mit einer Hypostasierung ländlicher Ursprünglichkeit verband, erwies sich als ebenso erfolgreich wie zukunftssträchtig. Der Rückzug der Frauen in die Häuslichkeit und ins Private wurde zum Kernstück vaterländischer weiblicher Tugend, idealtypisch verkörpert etwa durch Pestalozzis Gertrud, deren häusliches Wirken als Gattin, als Mutter und als Hausfrau sich schliesslich nicht nur für die Ihren, sondern auch gerade für die Gemeinschaft als segensreich erweist. Dieses Weiblichkeitskonzept indessen war nicht nur weit entfernt vom Ideal der gebildeten, Kultur und Geselligkeit pflegenden *salonnière*, sondern es trug mit seiner antiurbanen und antiaristokratischen Einfärbung erheblich zur Ausgrenzung und Diffamierung des Typus einer an der aufgeklärten Öffentlichkeit partizipierenden *femme de lettres* bei. Republikanismus und echter Schweizer Geist vertrugen sich fortan nicht mehr mit der Anwesenheit von Frauen, die in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit ihren Einfluss ausübten. Und diesen Republikanismus beschwor Kasthofer, als er 1837 gegenüber seinen Ratskollegen die demokratischen Verfassungsprinzipien als Garantien gegen die heimlich-unheimliche Weibermacht pries.

### Anmerkungen

- 1 Verhandlungen des Grossen Rathes der Republik Bern, Jg. 1837, Ordentliche Wintersitzung 1837, 2. Sitzung, S. 10. Ich danke Regula Ludi für den Hinweis auf diese Textstelle.
- 2 Zur Metapher der Weiberherrschaft als verkehrte Ordnung vgl. auch Susanna Burghartz in diesem Band.
- 3 Verhandlungen des Grossen Rathes (wie Anm. 1).
- 4 Vgl. Joan W. Scott, Gender: A Useful Category of Historical Analysis, in: American Historical Review 91 (1986), S. 1053–1075.
- 5 Die Verhältnisse in den anderen Schweizer Städten, etwa in Zürich und Basel, unterscheiden sich von Bern insofern, als dass sie – als Handelsstädte mit einer kaufmännischen Herrschaftsschicht – gegenüber der Übernahme aristokratischer Formen zurückhaltender waren. Dennoch gelten die nachfolgenden Überlegungen, entsprechend modifiziert, zumindest in Teilen auch für andere Schweizer Orte.
- 6 Jürgen Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Öffentlichkeit, 1. Aufl., Neuwied/Berlin 1962, letzte Aufl., Frankfurt a. M. 1990.
- 7 Es würde zu weit führen, die fast unübersehbare Literatur zu Sozietäten, Gesellschaften, Freimaurerei und anderen Formen von Öffentlichkeit im 18. Jahrhunderts hier anzuführen. Hingewiesen sei lediglich auf einige die Schweiz betreffende Arbeiten: Ulrich Im Hof, Das gesellige Jahrhundert, Gesellschaft und Gesellschaften im Zeitalter der Aufklärung, München

- 1982; Ulrich Im Hof und François de Capitani, Die Helvetische Gesellschaft. Spätaufklärung und Vorrevolution in der Schweiz, 2 Bde., Frauenfeld/Stuttgart 1983; Emil Erne, Die schweizerischen Sozietäten. Lexikalische Darstellung der Reformgesellschaften des 18. Jahrhunderts in der Schweiz, Zürich 1988.
- 8 Habermas selbst meint im Vorwort zur 1990 erschienenen Neuauflage seines Werks, er habe die Geschlechterfrage in ihrer Bedeutung falsch eingeschätzt, vgl. Habermas (wie Anm. 6), S. 18 ff.
  - 9 Vgl. dazu Gianna Pomata, Die Geschichte der Frauen zwischen Anthropologie und Biologie, in: Feministische Studien 2 (1983), S. 113–127.
  - 10 Für eine Begrenzung auf vereinsartige Soziabilität plädiert namentlich Hans Ulrich Jost, Sociabilité, faits associatifs et vie politique en Suisse au 19<sup>ème</sup> siècle, in: Ders. und A. Tanner (Hg.), Geselligkeit, Sozietäten und Vereine. Sociabilité et faits associatifs (Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Heft 9, 9. Jg.), S. 7 und passim.
  - 11 So wiederum Jost, der den Begriff der Soziabilität von den «interactivités communicationnelles propres aux structures anthropologiques» abgrenzt und damit nahelegt, dass es sich hierbei nicht um einen historischen, sondern um einen anthropologischen Gegenstand handelt, Jost/Tanner (wie Anm. 10), S. 8; zur Kritik an dieser Trennung zwischen Geschichte und Anthropologie vgl. Pomata (wie Anm. 9).
  - 12 Vgl. etwa die Begrifflichkeit im untenstehenden Zitat Wagners, wo von einer «regulären Abendgesellschaft» die Rede ist; die prinzipielle Breite des Terminus Sozietät bzw. Gesellschaft wird auch deutlich, wenn sich Aufklärungsgesellschaften selbst als «eine Gesellschaft von Freunden» bezeichnen, vgl. Ulrich Im Hof, Zur Rolle der Sozietäten im 18. Jahrhundert zwischen Utopie, Aufklärung und Reform, in: Erne (wie Anm. 7), S. 11.
  - 13 Vgl. Karin Hausen, Die Polarisierung der «Geschlechtscharaktere». Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: W. Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie Europas, Stuttgart 1976, S. 363–393.
  - 14 Sigmund von Wagner, Novae Deliciae Urbis Bernae oder das goldene Zeitalter Berns, Ms. 1835, abgedr. in: Neues Berner Taschenbuch 1916, 226–285; 1918, 189–246; 1919, 126–177; die folgenden Zitate: ebd., 1916, S. 228, 230, 231.
  - 15 Auch wenn Wagners Text mit einiger quellenkritischer Vorsicht zu geniessen ist, scheint er doch dieses Muster von Soziabilität einigermaßen zuverlässig zu beschreiben.
  - 16 Gilbert Burnet, Some letters containing an Account ... of Switzerland, Italy and some parts of Germany, London 1924, S. 21, 51, zit. nach Ulrich Im Hof, Das Europa der Aufklärung, München 1993, S. 214.
  - 17 Wagner erwähnt auch Abweichungen von diesem Muster, z. B. die Sonntage, die gegenseitigen Verwandtenbesuchen vorbehalten waren und an denen auch die Männer teilnahmen. Doch sind dies eben Ausnahmen, welche die Regel bestätigen.
  - 18 Dieses und die nachfolgenden Zitate vgl. Wagner (wie Anm. 14), 1916, S. 241 ff.
  - 19 Die Orientierung an französischer Lebensart und Kultur war im bernischen Patriziat ausgeprägter und früher als in den Herrschaftsständen anderer Schweizer Orte. Doch können ähnliche Tendenzen auch andernorts ausgemacht werden, vgl. z. B. Paul Burckhardt, Geschichte der Stadt Basel, Basel 1942; C. Ulrich, Geselligkeit und Gesellschaften, in: Hans Wysling (Hg.), Zürich im 18. Jahrhundert, Zürich 1983, S. 51. Wohl noch ausgeprägter als in Bern war die Orientierung an Frankreich im bernischen Lausanne, wo sich durch die Anwesenheit zahlreicher Vertreter des europäischen Adels die höfischen Verkehrsformen besonders gut entwickeln konnten, vgl. dazu W. de Sévery, La Vie de Société dans le Pays de Vaud à la fin du dix-huitième siècle. Salomon et Catherine de Charrière de Sévery et leurs amis, 2 vol. Lausanne,

Paris 1911.

- 20 Auf die schichtübergreifende Breite der Verkehrsformen im Rahmen der traditionellen Geselligkeit der Zunftstuben weisen zahlreiche Darstellungen hin, so etwa Rudolf Wyss, *Die alten Stuben- und Spiessgesellschaften der Stadt Bern*, in: *Berner Taschenbuch 1854*, S. 146, der über das gesellschaftliche Leben des alten Bern schreibt: «Dieses bestund seit dem Mittelalter und bis ins vorige Jahrhundert darin, dass die Stubengesellen aus allen Klassen der Bürgerschaft sich des Abends auf ihren Trinkstuben zusammenfanden, um den Schluss des Tages miteinander in heiterem Gespräche bei einem Glase Wein zuzubringen. [...] Diese abendlichen Vereinigungen auf den Stuben trugen nicht wenig dazu bei, unter allen Klassen der Bürgerschaft ein gutes, freundliches Vernehmen zu erhalten, auf dass man, wie es in Republiken sein sollte»; ähnlich auch Hans Blösch, *Die Blütezeit der bernischen Aristokratie*, BZGH, 1953, S. 111: «Mit dem Einzug der neuen Sitten vollzog sich aber auch die Trennung der sozialen Schichten. Während sich ehemals der Ratsherr unbedenklich neben den ehrsamem Handwerker an den Tisch gesetzt hatte, fanden sich nun nur noch die unteren Schichten in den Kellern zusammen, [...]. Die vornehme Klasse schloss sich in Leisten und Sozietäten von den anderen ab und vergnügte sich in häufigen Gesellschaften in den Salons, die zu einem wesentlichen Teil der neuen Wohnung wurden. Man vereinigte sich zu Spiel und Tanz, zu geistreichem Geplauder und zu gemeinsamen Landpartien, wobei auch die Weiblichkeit eine dominierende Rolle spielte.»
- 21 Richard Feller bringt diese Situation auf die kurze Formel: «Die Geselligkeit war am Ende des 17. Jahrhunderts durchaus männlich.» *Geschichte Berns*, Bd. III, Bern 1955, S. 710.
- 22 A. Zesiger, *Das bernische Zunftwesen*, Bern 1911, S. 151.
- 23 Zu Julie Bondeli vgl. J. J. Schädelin, *Julie Bondeli, die Freundin Rousseaus und Wielands*, Bern 1838; Eduard Bodemann, *Julie von Bondeli und ihr Freundeskreis*, Hannover 1874; Lilli Haller (Hg.), *Die Briefe von Julie Bondeli an Johann Georg Zimmermann und Leonhard Usteri*, Frauenfeld 1930; Angelica Baum und Brigitte Schnegg, *Julie Bondeli. Ein Porträt*, in: *Passagen* 10 (1991).
- 24 Paul Usteri, *Heinrich Meisters Mitteilungen über Bern aus dem Jahre 1764*, in: *Neues Berner Taschenbuch auf das Jahr 1904*, S. 74 f.
- 25 Erne (wie Anm. 7), S. 164–214.
- 26 Vgl. dazu Im Hof (wie Anm. 7), S. 216 ff.
- 27 Vgl. Richard van Dülmen, *Die Gesellschaft der Aufklärer. Zur bürgerlichen Emanzipation und aufklärerischen Kultur in Deutschland*, Frankfurt a. M. 1986, S. 121; Im Hof (wie Anm. 7), S. 224 f.
- 28 Wagner (wie Anm. 14), 1918, S. 233.
- 29 Vgl. dazu Carolyn C. Lougee, *Le Paradis des Femmes: Women, Salons, and the Social Stratification in Seventeenth-Century France*, Princeton (N. J.) 1976.
- 30 Sylvana Tomaselli, *The Enlightenment Debate on Women*, in: *History Workshop* 20 (1985), S. 101–124.
- 31 Zu Beat Ludwig von Muralt und seiner Wirkung vgl. Janos Riesz, *Muralt's «Lettres sur les Anglais et les Français et sur les Voyages» und ihre Rezeption. Eine literarische «Querelle» der französischen Frühaufklärung*, München 1979.
- 32 Beat Ludwig von Muralt, *Lettres sur les Anglois et les François et sur les voiajes*, o. O. 1725, S. 228 f.
- 33 Ebd., S. 233.
- 34 Ebd., S. 237 f.
- 35 Jean-Jacques Rousseau, *Lettre à d'Alembert*, éd. établie et présentée par Jean Varloot, Paris 1987, S. 266.

- 36 Ebd., S. 271 f.
- 37 Montesquieu, *De l'esprit des lois*, Livre VII, Chap. IX; als Kontrast dazu das Bild der Monarchie: «Les femmes ont peu de retenue dans les monarchies, parce que la distinction des rangs les appelant à la cour, elles y vont prendre cet esprit de liberté qui est à peu près le seul qu'on y tolère. Chacun se sert de leurs agréments et de leurs passions pour avancer sa fortune; et comme leur faiblesse ne leur permet pas l'orgueil, mais la vanité, le luxe y règne toujours avec elles.»
- 38 E. William Monter, *Women in Calvinist Geneva (1550–1800)*, in: *SIGNS*, 6. 2. 1980, hat für Genf den Einfluss des Republikanismus auf das Geschlechterverhältnis untersucht und ist zum Schluss gekommen, dass er die Position der Frauen geschwächt habe, im Unterschied zum Calvinismus, der eher im Sinne einer Geschlechteregalität gewirkt habe.
- 39 Moralische Schilderung des ehemals altfränkischen, itzt artigen Frauenzimmers. Von einem altväterischen aber redlich denkenden Patrioten entworfen, An. 1740, in: *Schweizerisches Museum*, achtes Stück 1784, S. 740–752, hier S. 741
- 40 Johann Caspar Lavater, *Schweizer Lieder*. Von einem Mitgliede der helvetischen Gesellschaft zu Schinznach, Bern 1767.

